

Der Lebensretter

Eine Erfindung auf vier Rädern hat nicht nur das Straßenbild verändert, sondern auch viele Leben verbessert

Von Wolfgang Engel – Zeitungsbericht in der Deutschen Presse

"Sehen Sie", sagt Dorothea Ernst, "das ist mein Lebensretter". Der Lebensretter steht im Eck in ihrem Zimmer und Dorothea Ernst schaut ihn an und lächelt. Es ist ein feines Lächeln, eines, über das man nachdenken kann. Etwas Zufriedenes liegt darin, etwas Gelassenes. Dorothea Ernst ist 85 und hat eine Rheuma-Erkrankung, die ihre Gelenke nach und nach zerstört, aber ihr Lächeln hat nichts von Bitterkeit. "Mein Lebensretter", sagt sie noch einmal. "Sie glauben nicht, was das für ein Glück ist, wenn man auf eigenen Beinen stehen kann."

Das Zimmer liegt im zweiten Stock eines Straubinger Seniorenheims und der Lebensretter ist ein Rollator. Ohne ihn könnte sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen, oder nur noch im Rollstuhl, und dazu bräuchte sie jemanden, der den Rollstuhl schiebt. Es wäre ein anderes Leben. Eines, von dem man sagt, 'das ist doch kein Leben', den ganzen Tag nur im Zimmer, immer an derselben Stelle. Seit fünf Jahren hat sie nun den Rollator. "Ich konnte plötzlich wieder laufen wie vorher", sagt sie, "das war wunderbar. Mit dem Rollator war ich plötzlich wieder ein normaler Mensch." Und dann sagt sie noch einmal: "Das ist ein Lebensretter."

Der Rollator ist eine Jahrhundert-Erfindung. Man kann manchmal lesen, dass diese Erfindung eigentlich Nobelpreis-würdig sei, was auf den ersten Blick seltsam scheint. Diese Erfindung ist so unglaublich simpel. Ein kleines Wägelchen, das man schieben und auf das man sich stützen kann, im Grunde ein sehr einfacher Gedanke. Aber Alfred Nobel wollte einen Preis vergeben für die Erfindung, die "im vergangenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen" geleistet hat. Wenn man Menschen wie Dorothea Ernst zuhört, dann hätte 1978 ein Preis nach Schweden gehen müssen.

Der erste Eindruck: "Ich bin behindert"

"Gschant hob i mi", sagt die Nachbarin, "weil ich in Wirklichkeit ja noch rüstig bin". Das war, als sie vor einigen Jahren zum ersten Mal mit dem Rollator auf die Straße ist. Geistig ist sie voll auf der Höhe. Aber mit Rollator konnte jeder von Weitem schon sehen, dass hier jemand kam, der körperlich nicht mehr voll auf der Höhe ist. Es war peinlich für sie. Heute sagt sie: "Den find i ganz, ganz guad. Ohne den geh i gar nimmer naus." Der Rollator, das zeigt jedes Gespräch, ist eine der besten Erfindungen mindestens der letzten Jahrzehnte.

Erfunden hat ihn eine Schwedin, Aina Wifalk, im Jahr 1978. Sie selbst war gehbehindert, sie hatte Kinderlähmung. Mit dem Rollator war sie plötzlich mobil, sie konnte selbständig gehen. Erst mehr als zehn Jahre später kam der Rollator nach Deutschland. Nicht viele Händler und Fachleute glaubten damals daran, dass irgendwann irgend jemand mit diesem seltsamen Ding durch die Gegend laufen würde. Irgendwie plump sah das aus, wenn ein alter Mensch damit daher kam, in gebückter Haltung, weil er sich mit den Händen an diesem Ding stützte. "Der erste Eindruck war ja", erinnert sich Georg Franz vom Sanitätshaus Zimmermann, "wenn ich damit rausgeh', bin ich behindert." Das hat sich geändert.

Zimmermann war eines der ersten Häuser, die schon früh Rollatoren beworben haben. Heute gehört der Rollator zum normalen Alltag in Supermärkten und Fußgängerzonen. Dort, am Theresienplatz, geht am Mittag ein Mann von Anfang 60. Er hat einen Rollator. "Ohne den", sagt er, "käm ich nie mehr in die Stadt", mit Rollator schafft er sogar die Strecke vom Alburger Hochweg bis auf den Stadtplatz. Es kostet ihn Zeit, aber Zeit hat er genug. "Seit etwa einen Monat", sagt er auf die Frage, wie lang er schon mit Rollator geht, und: "I hätt' den scho viel früher nehmen sollen."

"Sie werden nicht mehr tabuisiert"

Irene Erzberger ist es genau so gegangen. Sie ist seit vier Jahren in einem Heim. "Dort hat eine Schwester gesagt, 'warum gehen Sie so schief?'" erinnert sie sich, "ich hab gesagt, Schmerzen im Bein, sie hat gesagt, 'das geht doch ned'." Der Arzt attestierte, dass sie einen brauchte und schon hatte sie einen. "Das geht ganz einfach", sagt sie und meint damit

Anschaffung und Gehen zugleich, "ohne den könnte ich überhaupt nicht mehr gehen."

Individualität gibt es bei den Bedürfnissen; es gibt Rollatoren mit Armschalen für Menschen mit Arthritis, die die Hände nicht belasten können, es gibt Leichtgewichte unter zehn Kilo und es gibt Modelle mit Rückenlehne. Und es gibt immer mehr Individualität beim Zubehör.

Überdachte Abstellplätze an Wohnanlagen?

Die Nachbarin hat weiter nur einen Rollator, aber es ist inzwischen ein neueres Modell. "Der alte war so groß und schwer", sagt sie, "den hab ich immer im Keller abstellen müssen", im Fahrradraum. Jetzt hat sie einen, der leichter ist und leicht zusammengelegt werden kann. "Den kann ich im Hausflur stehen lassen", sagt sie. Auch der Mann vom Stadtplatz kann sich in seiner Wohnung noch ohne Rollator bewegen. Er sagt, dass bei ihm in der Wohnanlage "viele mit Rollator wohnen, und alle müßens den Rollator mit in die Wohnung schleppen." Überdachte Abstellplätze wie Fahrrad-Abstellplätze vor Wohnanlagen hält er inzwischen für eine Notwendigkeit, aber noch zieht das Wohnbau-Unternehmen nicht mit.

Im Seniorenheim von Dorothea Ernst hat inzwischen mehr als jeder vierte Bewohner einen Rollator. Dort wohnt auch Rita Stoiber, die nach einem Unfall sechs Monate im Rollstuhl war. "Ich bin ja, toi, toi, toi, wieder fit", sagt sie heute, "aber meinen Rollator würd ich nie hergeben mehr." Er ist ein unverzichtbarer Bestandteil geworden, der zum Leben einfach dazu gehört, und deshalb befestigen immer mehr Menschen kleine persönliche Dinge an ihm, ob ein kleines Bild oder eine Uhr, wie der Mann am Theresienplatz.

"Was waren die Leute vorher arm dran"

Am Mittwochmittag geht eine ältere Frau über den Ludwigsplatz. Im Korb ihres Rollators liegt etwas Gemüse vom Grünen Markt. Über dem Korb ist eine Sitzfläche, etwas darüber ist ein Bügel, der eine Lehne ist, wenn sie kurz rastet oder eine Bekannte trifft und einen kurzen Ratsch macht. Es ist eine geniale Erfindung. "Walker" heißen die kleinen Wägen in den USA, und wenn irgend etwas an dieser Erfindung stört, ist es nur, dass der deutschen Sprache dafür nur ein so technokratisch klingender Name gelungen ist, aber was soll's.

Der Rollator ist inzwischen so erfolgreich und im alltäglichen Leben so

selbstverständlich, dass bereits die Befürchtung aufkommt, die Kassen könnten ihn irgendwann sehen wie die Brille: ein allgemein üblicher Nutzgegenstand, dessen Kosten nicht mehr übernommen werden. Hermann Dreyer von der AOK sieht das nicht so. Brillen sind Modetrends unterworfen, zu viele Menschen haben deshalb zu oft ihre Brillen gewechselt und für eine Kostenexplosion gesorgt, glaubt Dreyer: "Beim Rollator wird das so nicht der Fall sein."

Dorothea Ernst könnte nicht einmal fünf Minuten mehr unterwegs sein ohne Rollator, das hielten ihre Gelenke nicht aus. "Ohne ihn wäre es schlimm", sagt sie, "ganz schlimm. Man wäre völlig auf andere Leute angewiesen." Das wäre wohl kein Leben mehr, zumindest kein schönes, und das ist der Grund, warum sie immer wieder "mein Lebensretter" sagt. "Was waren die Leute arm dran", sagt Dorothea Ernst, "die vor uns gelebt haben und keinen Rollator hatten." Jeder spricht von Steve Jobs, aber von Aina Wifalk sollte man vielleicht auch einmal sprechen. Denn auf eigenen Beinen zu stehen, das ist ein großes Glück!

Gelesen bei MTD (Straubinger-Tagblatt)